

Unbekannte Frau am Kamin. Bild aus den dreißiger Jahren

mauritius images / Old Visuals

»Ohne Notizen geht es nicht«

Martin Lechner und Tobias Premper sprechen über die Bedeutung des Einfalls beim Schreiben und darüber, wie man den flüchtigen Gedanken festhält.

»Der Übergang vom Gedanken zur Schrift ist schwer zu beschreiben, aber es findet dabei eine Verschärfung und Verwirrung statt, die das Schreiben so anstrengend macht. Und die vielleicht auch die Verführung zu naheliegenden Worten erklärt, die man sich schnappt, bevor die unbegreiflich brodelnde Welt sich weitergedreht hat.« Martin Lechner



Martin Lechner, 1974 in Düsseldorf geboren, studierte Philosophie und Literaturwissenschaft an der Universität in Potsdam. 2006 war er Finalist beim Literaturwettbewerb Open Mike. Mit seinem Debütroman »Kleine Kassa« stand er 2014 auf der Longlist für den Deutschen Buchpreis. 2016 erschien sein Erzählband »Nach fünfhundertzwanzig Weltmeertagen« im Residenz-Verlag. 2021 erscheint der gemeinsam mit Tobias Premper verfasste Miniaturenband »Hat sich Ihr Gesicht in der letzten Zeit merklich verändert?«

Katja Boldt

Tobias Premper, geboren 1974, legte nach seinen Aufzeichnungen »Das ist eigentlich alles« (2012) und dem Kurzgeschichtenband »Durch Bäume hindurch« (2013) mit »Erst einmal für immer« (2015) seinen ersten Roman vor. Seine Bücher erscheinen bei Steidl, wie auch 2016 der Miniaturenband »Mississippi Orangeneis Blues«. Premper lebt in Hannover.



Janko Woltershahn

»Barthes sagt, das eigentliche Schreiben beginne erst mit dem Abschreiben. Eine Miniatur oder ein längeres Prosastück sei dann eine wuchernde Notiz. Wobei das im Prinzip auch für die Abschrift einer Notiz gilt. Da kommt es ja auch vor, dass ich den Kern einer Situation zwar festgehalten, die Beschreibung aber vermasselt habe. Und dann muss ich bei der Abschrift noch mal ran und das präzisieren.« Tobias Premper

Martin Lechner: Dein neues Buch besteht aus Notizen, wie schon ein Buch, das du vor ein paar Jahren geschrieben hast. Hat dein ganzes Schreiben mit Notizen begonnen?

Tobias Premper: Erst hab ich Gedichte geschrieben, dann Kurzgeschichten und dann bin ich mit dem ganz großen Roman gescheitert, den ich in New York schreiben wollte. Anfang der Zweitausender war das, da hab ich mich auf die Reise ans Ende des Regenbogens begeben auf

den Spuren von Ginsberg, Warhol und Ivan Lendl. Und hab dann anstelle eines Goldschatzes nur 150 vermurkste Seiten gehoben.

ML: Die Geburt der Notiz aus dem Murks des Romans. Mich würde interessieren, wie da der Übergang war. Es ist ja gar nicht so einfach zu sagen, wo das Suchen und Sudeln ins Schreiben übergeht, das Misslingen ins Gelingen.

TP: Weiß man das je? Ich habe, nachdem ich an der längeren Form

zuerst gescheitert bin, komplett *tabula rasa* mit allen Texten gemacht, die ich bis dahin geschrieben hatte, und habe mir so ein kleines, in dunkelgrünes Leinen gebundenes Notizbuch gekauft, um noch mal von Anfang an schreiben zu lernen, zu experimentieren, etwas zu finden. Ohne veröffentlichen zu wollen oder sonst was.

ML: Roland Barthes beschreibt für die Notiz ein Gefühl der Überraschung und des Beuteglücks: »Der Impuls zur Notatio ist unvorhersehbar«, sagt er in »Die Vorbereitung des Romans«, und dass die Notiz ein »innerer Scoop« ist. Also nicht die große aktuelle Weltnachricht an alle, sondern der kleine Krakel für mich. Oft sind es ja die kleinen Eindrücke, die im Hintergrund des Bewusstseins vorüberschweben. Oder die im Augenwinkel aufzucken.

TP: Bei mir begann das mit der kurzen Form, als ich wie ein halbtoter Fisch dalag und das Zucken begann.

ML: Zucken auch, weil es immer schnell gehen muss. Es gibt Situationen, da prickelt ein panisches Ameisenlaufen über den Rücken. Nicht dass der Augenblick vorüber ist, bevor man ihn erfasst hat. Man zieht den Stift, »wie ein Gangster seinen Colt zieht«, formuliert Barthes etwas affig. Um gleich danach zu erklären: »Es geht nicht darum, etwas zu zeigen, sondern den Keim eines Satzes entstehen zu lassen.« Das ist die zentrale Sorge. Nicht, dass man etwas

vergisst, sondern dass der Keim, dieser luftige Zusammensturz von Ereignis und Bewusstsein, zerfällt, bevor er verwirklicht wurde.

TP: Manche Empfindung oder Situation ist ja nach ein paar Minuten schon ins Reich des Vergessens entschwinden, für immer.

ML: Zurück bleibt oft bloß das Gefühl, etwas Besonderes verpasst zu haben. Dabei muss die Notiz ja gar nichts Besonderes erfassen. Keine Neuigkeit, Entdeckung, Verkündung. Stattdessen Gestromer und Geschwebe, Gespenstigkeiten. Gestern etwa, als gerade die coronabedingten Schließungen verkündet worden waren und ich vorm Café Motte saß und meine Verluste überschlug, da blies der Wind dem heraustretenden Kellner den Cappuccino aus den Tassen. Und gleich: Notiz.

TP: Hast du dann dein Notizbuch auch in einer einzigen Bewegung aus der Tasche gezogen und genau an der richtigen Stelle aufgeschlagen, um sofort etwas zu notieren? Oder hast du es später notiert? Und hast du nur die Beobachtung notiert oder auch, was sie mit dir in diesem Moment gemacht hat, also dass du ein Verlustgefühl hattest?

ML: Ich habe einen Satz auf einen Zettel geballert und dann den Qualm von der Stiftspitze geblasen. Reine Beobachtungsnotizen mache ich eigentlich nie. Ich will ja immer im Augenblick der Notiz die Möglichkeit

eines Satzes prüfen. Sozusagen im Angesicht des Auslösers.

TP: Auslöser gibt's ja genug. Ich stand vor ein paar Tagen in einerverkehrsberuhigten Straße und habe eine Zigarette geraucht. Wunder-schöner, sonniger Tag. Keine Men-schenseele nirgendwo. Dann ging eine Frau auf der anderen Straßen-seite entlang, ganz dicht am Zaun, und als sie mich sah, drückte sie sich regelrecht in die Lücke zwischen zwei Latten, wie in Zeitlupe, was mich sehr bedrückt hat, und über mir dieser weite, offene Himmel. Was meinst du übrigens mit »Satz prü-fen?« Ist es nicht so, dass da im Moment eine Verwandlung von Welt in Sprache stattfindet?

ML: Mit Prüfen meine ich, dass ja längst nicht jede Notiz gelingt. Vieles, wenn nicht das meiste, ist Murks. Verwandeln, wie du sagst, scheint mir der ideale Begriff. Und so eine Verwandlung kann natürlich ge-nauso im Nachhinein geschehen. In jedem Fall braucht es ein emp-fänglich entkrampftes Bewusstsein. Eines, das zumindest zeitweise aus dem Tunnel der Ziele und Zwecke be-freit ist.

TP: Man könnte denken, dass No-tizen beiläufig entstehen, aber das stimmt nicht. Ich brauche Zeit dafür. Bleibe manchmal einfach stehen und schaue. Wenn ich durch den All-tag hetze, ist da oft gar nichts. Dann schreibe ich wochenlang nichts auf, das ist wie eine Dauerablenkung durch Jobs oder Organisationskram, ein riesiger Haufen, unter dem ich verschwinde.

ML: Ich wünsche mir immer, dass gerade in diesen Zeiten Notizen möglich bleiben. Lieber Notizen beim verschwitzten Alltagssprint als auf dem poetischen Sonnendeck. Der Augenblick der Notiz, glaube ich, braucht notwendig das Moment der Überraschung oder Überrumpelung.

TP: Der Anrufung sogar.
ML: Oder der beiläufigen Anru-fung. Denn wenn ich mit gezücktem Stift spazieren gehe, in der anderen Hand das aufgeschlagene Notizheft, oder wenn ich mit über dem Dis-play kreisendem Zeigefinger im Café sitze, immerfort lauernd auf die vor-überschleichende Möglichkeit zur Notiz, werde ich sicher vieles notie-ren, aber das meiste wird ...

TP: ...Banane sein.
ML: Vielleicht entsteht die Notiz am ehesten mit einem immer wieder abschweifenden, immer wieder zu-rückgepiffenen, dann neu davon-stromernden Bewusstsein.

TP: Ein Bewusstsein, das gleich-zeitig müde, zerstreut, offen und to-tal konzentriert ist, um dann einen

Haufen Mauersteine mit einem ein-zigen Schlag zu spalten.

ML: Ein Bewusstsein zerstreuter Konzentration.

TP: Das mitschwingt in seinem ei-genen Rhythmus. Das wachsam die Welt im Augenblick erlebt. Das sich mit dem Ort verbindet und dem Erlebten, dem Gedanken auch, eine Sprache verleiht.

ML: Der Übergang vom Gedanken zur Schrift ist schwer zu beschrei-ben, aber es findet dabei eine Ver-schärfung und Verwirrung statt, die das Schreiben so anstrengend macht.

Und die vielleicht auch die Verfüh-rung zu naheliegenden Worten er-klärt, die man sich schnappt, bevor die unbegreiflich brodelnde Welt sich weitergedreht hat.

TP: Noch nicht mal ein nahe-liegendes Wort, sondern oft sogar nur Floskeln. In Wahrheit ist das Sprachverweigerung, Denkverweie-rung, Lebensverweigerung. Das ist die Diktatur der Sprachlosigkeit. Da können nur noch Zahlen aufge-sagt und Hälse durchgeschnitten werden.

ML: Oha.

TP: Was hältst du eigentlich von No-tizen als subjektiver Weltchronik oder Mitschrift der laufenden Ereignisse?

ML: Weltchronik klingt nach einer Mitschrift der politischen Ereignisse.

TP: Als bestünde die Welt nur aus Politik. Ich mag die Idee der subjek-tiven Weltchronik, aber nicht den An-spruch, der damit verbunden ist, dass das Notierte etwas Allgemein-gültiges abbildet, das alle etwas an-geht oder für jeden von größtmögli-cher Bedeutung ist. Das Notierte ist erst mal nur für mich und total lü-ckenhaft. Es erzeugt meine eigene

Realität, die nicht von anderen be-stimmt ist durch deren Sprache.

ML: Meinst du ein allgemeines Gefühl der Informationsüberflu-tung? Gerade in diesen Seuchenta-gen gibt es ja eine regelrechte Sint-flut an Informationen.

TP: Ich meine den Unterschied zwischen Mediensprache, Werbung oder Politiksprache und der Sprache eines Dichters, Schriftstellers, Autors. Der eine will immer etwas von mir, will mich von etwas überzeugen, will mir etwas verkaufen, eine Wahrheit womöglich, und der andere will gar nichts von mir, sondern bietet mir nur seine Sicht auf die laufenden Er-eignisse an.

ML: Jetzt hast du den Autor oder die Autorin aber etwas schöngefärbt, oder? Alle Schreibenden wollen dich doch von etwas überzeugen, von ih-rer Geschichte nämlich. Sie nehmen sich nur mehr Zeit.

TP: Ich will gar nichts vom Leser. Ich will ihm nichts vormachen. Ich will ihm nichts antun. Ich mache ihm lediglich ein Angebot, das er anneh-men oder ablehnen kann.

ML: Aber du willst schon, dass der Leser dich liest, oder? Was die Mit-schrift betrifft, so scheint die mir im-mer nur den buchhalterischen As-pekt von Notizen zu erfassen, das Ver-langen, etwas festzuhalten. Ich mer-ke aber, wie mich gerade die flüchtig-sten Erlebnisse zur Notiz ziehen. Der Hauch der Tage. Wahrnehmungen, die verweht sind, fast bevor sie die Schwelle des Bewusstseins passie-ren. Die man nur dadurch erfasst, dass man mit ihnen zu schreiben ver-sucht. Die am Ende, trotz ihrer Her-kunft aus Hamsterradtagen, vorran-gig in Sprache bestehen.

TP: Dieses Gefühl, man würde sich in Luft auflösen, wenn man nichts notiert.

ML: Was unterscheidet eigentlich die Notizen von den Miniaturen, also den kurzen Prosastücken? Die Zeit-verhaftung?

TP: Folgt der Leser den Notizen über eine längere Strecke, wird ihm die Zeit bewusst, der Wechsel der Jahreszeiten, die Stimmungen, ob da einer nur in seinem Zimmer sitzt und denkt oder ob da einer unter-wegs ist in den italienischen Hügeln. Dann fließt er mit der Zeit dahin, verliert sich in ihr. Miniaturen da-gegen sind in sich geschlossener und durchkomponierter, nicht artifi-zieller, aber doch nicht so im Lauf der Zeit.

ML: Der Unterschied zwischen No-tizen und Miniaturen wäre für dich also weniger der, dass Erstere persö-nlicher, vielleicht tagebuchhafter sind, sondern dass sie stärker mitei-

ander verbunden sind, während Letztere auch für sich stehen können.

TP: Viele Notizen sind ja auch wie Miniaturen, können alleine stehen und mit dem Schwänzchen wackeln. Aber die Gesamtkomposition, also ein Buch mit Notizen oder Miniatu-ren, ist eine andere.

ML: Sind Miniaturen auch stärker abgelöst vom Moment des Notierens?

TP: Beiden Formen geht ein Im-puls voraus, ein besonderer Klick-moment, in dem ich denke: Das könn-te eine Geschichte sein, die ich er-zählen will. Und dieser Moment muss im Notizbuch, auf einem Zettel oder direkt im Computer festgehalten wer-den. Barthes sagt, das eigentliche Schreiben beginnt erst mit dem Ab-schreiben. Eine Miniatur oder ein längeres Prosastück sei dann eine wuchernde Notiz. Wobei das im Prin-zip auch für die Abschrift einer Notiz gilt. Da kommt es ja auch vor, dass ich den Kern einer Situation zwar festgehalten, die Beschreibung aber vermässelt habe. Und dann muss ich bei der Abschrift noch mal ran und das präzisieren.

ML: Ich würde nicht sagen, dass das Schreiben erst mit dem Abschrei-ben beginnt. Sondern immer schon mit dem allerersten Buchstaben. Na-türlich dehnt sich das Schreiben über die verschiedenen Überarbei-tungsphasen aus. Jeder Text ist ja ein unendlich expandierendes Univer-sum, das bei jedem Pieks wie ein Luft-ballon zerplatzen kann. Deswegen finde ich Anfänge so interessant. Wenn ich von der Wahrnehmung, dem Gedanken, der Lektüre hinüber-zugehen versuche in einen ersten Satz. Ist es dir eigentlich wichtig, dass sich dieser Moment in den Notizen niederschlägt, dürfen all die krum-men und dummen Formulierungen überleben?

TP: ... wenn der Schwung des Erle-bens heftiger war als das Sprach-vermögen in dem Moment? Ja, sie dürfen, aber nur, wenn das Notierte besonders schön doof war.

ML: Befällt dich auch manchmal so eine Notizenmüdigkeit? Das sind ja Zustände unbegreiflichen Unglücks. Als würden die Knochen zu Gummi. Ohne Notizen geht es nicht. Und doch geht es manchmal auch nicht mit Notizen. Dann rauschen die Tage hilf-los dahin.

TP: Klar gibt es Wochen ohne eine einzige Notiz, in denen ich mich wie ein Fremder fühle. Letztlich ist das No-tizbuch wie ein Ausweis. Da steht drin, wer du bist. Manchmal fällst du in ein Loch und kommst nicht mehr raus. Und manchmal bist du voller Licht.

ML: Das klingt nach einer schönen Notiz.

Wenn der Klüngel nicht klüngeln darf

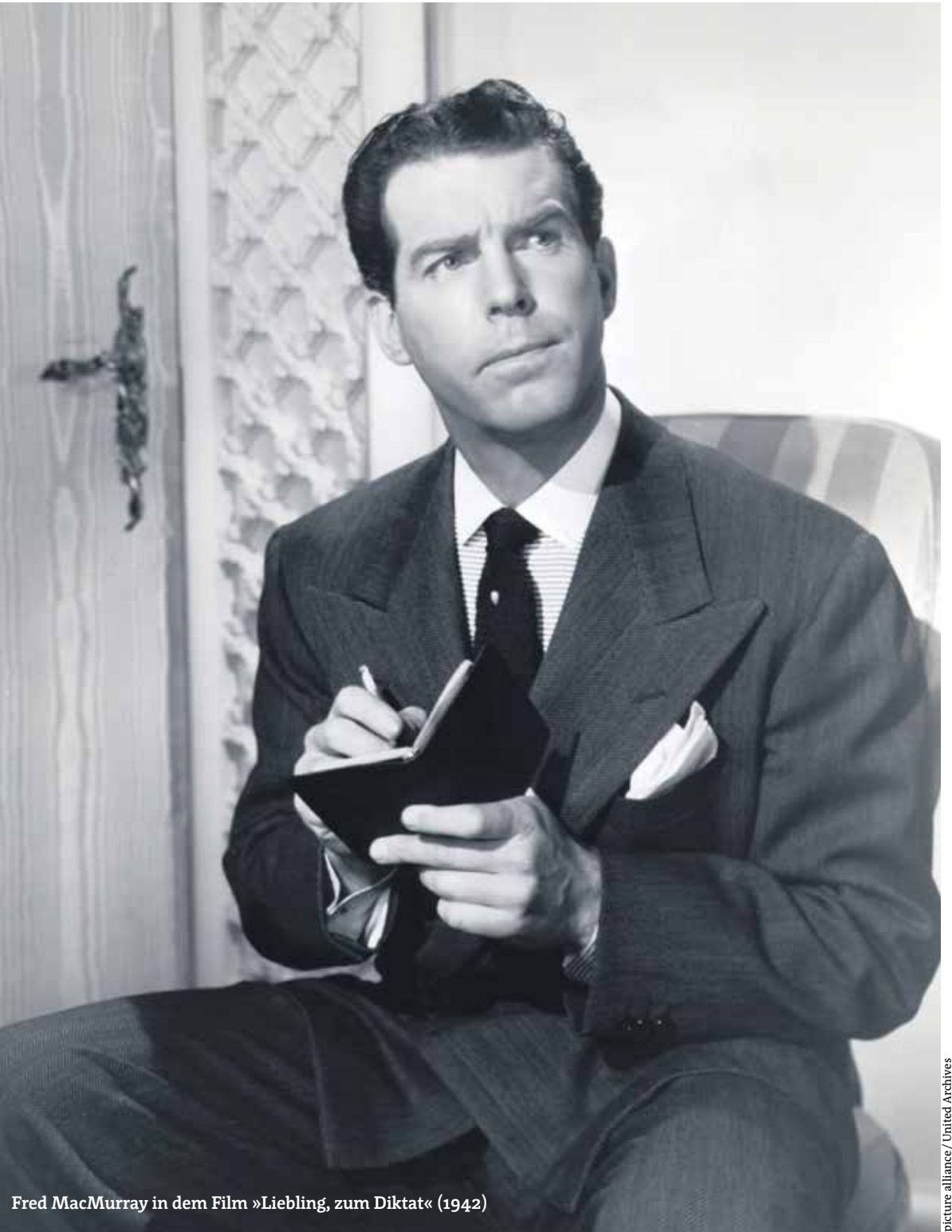
Die Unterstützer Achille Mbembes beklagen, dass in Deutschland angeblich kritische Stimmen, besonders von nichtweißen Menschen, zum Schweigen gebracht wür-den. Ein offener Brief zeigt aber, dass die Positionen Mbembes zu Israel im kulturellen Bereich große Zustim-mung erfahren. Von Vojin Saša Vukadinović

Im Diskursdreieck aus Geisteswissenschaften, Kulturbetrieb und Aktivismus, in dem das Argument als suspekt gilt, weil man Wissenschaft primär für wohliges Beisammensein hält, Kritik hingegen für einen »Angriff« und jede Debatte für eine »Kam-pagne«, hält man fest zusammen, wenn das eigene *business as usual* gestört wird. Weil Diskussion und Dissens andernorts noch ihre Funktion erfüllen, registrieren derzeit manche in der Diskussion über den postkolonialen Theoretiker Achille Mbembe (siehe Mantel-Seite 7), dass die in ihrem Milieu kultivierte Meinungsmonotonie andernorts auf Widerspruch stößt.

Auch die Unterschriftenliste als moralischer Drohbrief kam jetzt in dieser Debatte zum Einsatz. Rund 380 Empörte aus 30 Ländern, darunter Mbembe selbst, haben vergangene Woche unter dem Titel »Gegen ideologische oder politische Einmi-schung und Lackmustests in Deutschland« angekündigt, nicht mehr »als Jurymitglieder oder in Berufungskommissionen mitzuwirken, wenn es überzeugende Anzeichen dafür gibt, dass die getroffenen Entscheidungen ideologischen oder politischen Einmischungen oder Lackmustests unterliegen könnten«. Die Begründung: Die Politik erkläre »BDS zu einer Form des Antise-mitismus« und marginalisiere die Bewegung. Dabei gibt die schiere Zahl der Unterzeichnenden mit ihren jeweiligen institu-tionellen Anbindungen unfreiwillig preis, dass das, was da an-geblich »zum Schweigen« gebracht werden soll, keineswegs rand-ständig ist. Im Gegenteil: Hier spricht der Konsens höherer Bil-dungseinrichtungen und Publizistik. »Die Entscheidung einer Preisjury rückgängig zu machen oder eine Einladung zum Vor-trag aus ideologischen Gründen zurückzuziehen, ist eine nicht hinnehmbare Einmischung, die wir nicht billigen können, auch nicht durch unser Mitwirken in Jurys und Kommissionen, die solchen Einmischungen ausgesetzt sind.« Das schreiben Perso-nen, deren Erzeugnisse keinen Disput kennen, die niemals auf die Idee kämen, eine Denkerin zu einer Konferenz einzuladen, die anderer Meinung ist als sie selbst, oder das Werk eines Künstlers auszuzeichnen, dessen Biographie ihnen nicht passt. Der »Brief an die Deutschen«, den Mbembe gleichzeitig in der *Taz* veröffentlichte, appelliert derweil gekonnt an die hiesige Bußfertigkeit – als hätte nicht eine Heerschar herkunftsdeutscher Akademiker, Kulturbetriebsangehöriger und Aktivistinnen ihm jahrelang applaudiert und Preise überreicht, selbstverständ-lich in vollem Wissen darum, was andere nun kritisieren: seine Obsession mit Israel.

»Darf ich zum Abschluss daran erinnern, dass ich kein Deut-scher bin?« fragt der sich verfolgt Wahnende beleidigt. »Ich habe nicht vor, in Deutschland zu leben oder zu arbeiten.« Das muss er auch nicht, denn an jenen, die so denken wie er, man-gelt es hierzulande bekanntlich nicht. Es ist gewiss kein Zufall, dass Mbembe gerade in Deutschland mit Superlativen belegt wird wie etwa dem, einer »der brillantesten Denker der Gegen-wart und einer der prominentesten Intellektuellen des afrikani-schen Kontinents« zu sein, wie Jörg Häntzschel in der *SZ* schrieb. Das genannte Milieu mag das so sehen, objektiv ist es mit Sicherheit unzutreffend.

Dass die Pikierten sich nun wenigstens teilweise aus ihren Tä-tigkeiten zurückziehen wollen, ist jedenfalls ein Gewinn. Gre-mien, die Gefahr laufen, durch Klüngelbildung falsche Entschei-dungen zu treffen, kann Dynamik nicht schaden. Und dass die Unterzeichnenden bestenfalls für Konventionelles gut sind, be-zeugt ihr Kollektivkommuniqué nur ein weiteres Mal.



Fred MacMurray in dem Film »Liebling, zum Diktat« (1942)

picture alliance/United Archives